

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werththätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4841) vierteljährlich 1.80 Mk., für 2 Monate 1.20 Mk., für 1 Monat 60 Pfg. exkl. Bestellgeld.

Chefredaktion:
Dr. Bruno Schönlant.

Inserate werden die 5 gespaltene Zeilenzelle oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. Vereinskonzessionen 15 Pfg. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition aufgegeben sein. — Aufgebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonntage und Feiertage. — Verlag und Expedition: Mittelstraße 6. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonntags und Feiertags geschlossen. Redaktion: Mittelstraße 6, part. Sprechstunde: 6—7 Uhr, Sonntags und Feiertags geschlossen. — Telephon: Amt I. Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

Indien und die Währungspolitik.

Leipzig, 20. April.

Herr Arendt prophezeit wieder einmal Unheil — ein Beweis, daß seine Doppelwährungsfreunde abermals eine Hoffnung zu Grabe tragen müssen.

Indien und die Vereinigten Staaten sind heute die gelobten Länder aller Bimetallisten. Nachdem selbst das silberüberladene Frankreich, dieses Probierland für alle agrarischen Wunderkuren, jede aktive Rolle in der endlos verworrenen Silbertragikombdie aufgegeben hat, kann nur noch von jenseits des Weltmeeres die frohe Botschaft der endlichen Erlösung von dem Goldwährungsübel gebracht werden. Amerika scheidet jedoch aus solchen Berechnungen so lange aus, als Mr. McKinley Präsident und der Kongreß nicht anders zusammengesetzt ist. Man muß sich also bis zu den nächsten Wahlen gedulden. Dagegen steht Indien im Augenblick vor einer neuen Entscheidung; es rüstet sich dazu in üblicher Weise durch eine umfassende Währungs-enquete. Dämmert der Tag des bimetallistischen Sieges dort auf? Herr Arendt hat jedoch Sachkenntnis und Urteil genug, um sich solchen Täuschungen nicht hinzugeben. Im Gegenteil, er blickt doppelt trübsinnig in die Zukunft und wie so viele, durch Enttäuschung noch nicht Kluggewordene tröstet er sich mit dem schwer widerlegbaren Glaubensspruch: je rascher die Gegenwart zur Verschlimmerung treibe, desto rascher nahe auch der große Umschwung zum Besseren. Kommen muß der Heiland den Juden doch einmal!

Die indischen Währungsschwierigkeiten sind bekannt. Indien war bis 1893 das letzte große Freiprägungsland für Silber. Der ehemalige Welt Herrscher fand hier seine letzte Zuflucht, nachdem ihm die Münzstätten Europas und selbst der Vereinigten Staaten den freien Zugang verweigert hatten. Die indische Münze, die Rupie, sank mit dem sinkenden Silberpreis, bis sie schließlich statt 2 Schilling (gleich 24 Pence) in Gold kaum noch 15 Pence galt. Die Wertschwankungen wirkten äußerst störend auf den Verkehr mit Europa. Man entschloß sich also — nach langem Zögern und nach vielem Hin und Her, bei dem auch eine starke bimetallistische Strömung in England wie in Indien sich bemerkbar machte — eine künstliche Festigung des Rupienwertes zu versuchen.

Die Erfahrung, die sich in einer ähnlichen Situation regelmäßig in Papiergeldländern wiederholt, kehrte auch in Indien wieder. Einflußreiche Interessen drängten zu einer Wertsteigerung der Rupie nach oben; schwerwiegende andere

Interessen kämpften für eine Wertherabsetzung nach unten. Alle Gläubiger möchten in möglichst hochwertigen Rupien ihre Zinsen einstreichen und ihre Darlehen zurückerhalten; alle Schuldner möchten in möglichst leichtem Gelde abzahlen. Der indische Bauer, und die Masse der indischen Bevölkerung ist bäuerlich, hätte am liebsten die Währung weiter sinken sehen, weil seine Schulden, in denen er bis über die Ohren steckt, auf Silber lauten und so von ihrem Druck verlieren müßten. Die Banken als Kreditgeber und ebenso der Staat als Steuerernehmer wollten natürlich umgekehrt ihre Einnahmen nicht entwertet sehen. Die indischen Beamten waren längst in tiefster Erregung; sie werden vielfach in Rupien bezahlt, während sie einen großen Teil ihrer Ausgaben und Einkäufe in England, das heißt in Gold, zu bestreiten haben; die geringe Schätzung der Rupie in London wirkte auf sie wie eine Gehaltsverkürzung, die immer unheimlicher wurde, weil ihr Ende nicht abzusehen war. Weiter hat die indische Verwaltung einen ungeheuren Goldtribut für Staats- und Eisenbahnanleihen, für Civil- und Militärausgaben aller Art an England zu entrichten — heute etwa sieben Millionen Pfund Sterling. Weitere 8 Millionen sind jährlich für die in London aufgenommenen Anleihen der indischen Privatbahnen, der sonstigen kapitalistischen Unternehmungen zu rechnen. Die Einnahmen der indischen Behörden und Aktiengesellschaften sind fast ausschließlich auf Silber gestellt und bei der Armut und der wenig entwickelten Geldwirtschaft der indischen Bevölkerung wenig steigerungsfähig. Der festgesetzte Goldtribut drückt also viel schwerer, wenn man, statt wie früher zehn, immer sechzehn und noch mehr Rupien für jedes fällige Pfund Sterling nach London senden muß.

So haben denn 1893 Staat, Beamte und Banken ihre Interessen dadurch gewahrt, daß, nach Einstellung der freien Prägung, die Rupie künstlich auf 16 Pence festgehalten werden sollte — etwas höher, als sie vorher gestanden hatte, und jedenfalls beträchtlich höher, als sie sehr bald hätte stehen müssen, wenn sie weiter den Bewegungen des Silberpreises gefolgt wäre.

Ähnliche Kursbeeinflussungen sind nichts Neues, man versucht sie regelmäßig auch in Papiergeldstaaten, sowie man seine Währungsverhältnisse verbessern will und doch zur wirklichen Verzählung noch nicht übergehen kann. Rußland hat, wie man sich erinnern wird, jahrelang durch alle möglichen ausgeklügelten Maßnahmen seine Rubelnote auf einem bestimmten Goldwert zu halten gesucht, ohne doch einen stärkeren Goldumlauf zu besitzen. Das indische Experiment war noch gewagter, es schien im Anfang wenig aussichts-

voll, schließlich ist es doch leidlich geglückt: nach heftigen, langandauernden Schwankungen hat die Rupie ihren Ruhepunkt und zwar in der That auf der Höhe von 16 Pence gefunden.

Indes, dieser Zustand ist sehr wenig gesichert; jede größere politische oder wirtschaftliche Erschütterung muß sofort wieder zum alten Chaos der schwankenden und sinkenden Währung führen. Alle solchen halben Maßnahmen mögen ursprünglich als dauernd gedacht sein, sie drängen von selber zu weiteren Schritten in der gleichen Richtung. Das indische Münzsystem seit 1893 kann man als Goldwährung ohne jede Goldcirculation bezeichnen: die Rupie ist vom Silberwerte völlig losgelöst und künstlich einem bestimmten Goldwerte gleich gehalten worden, aber sie ist nicht jederzeit in Gold umtauschbar, weil Indien überhaupt über keinen Goldschatz verfügt. Unschelmend steuert man jetzt auf dieses Ziel hin, nur daß man es der vielen entgegenstehenden Interessen wegen noch nicht offen enthüllt. Es giebt Pläne, die von selber ihrer Erfüllung entgegenreisen, wenn man die öffentliche Meinung vorsichtig an ihre Erörterung gewöhnt, die aber nur den schärfsten Widerspruch herausfordern, wenn sie wie aus der Pistole herausgeschossen werden. Mit der Gründung eines indischen Goldfonds beginnen, heißt die letzten bimetallistischen Regungen in der englisch-indischen Regierung vollständig preisgeben, heißt die riesigen Silberreserven Indiens, die sich früher aus Spangen und Geräten jederzeit wieder in Geldform umwandeln konnten, dauernd zu entwerteten Waren, wie alle anderen Waren auch, herabbringen; es heißt den Pflanzern und Exporteuren jede Spekulation auf neue Exportprämien, den Bauern jede Hoffnung auf weitere Schuldentlastung vernichten. Noch im vorigen Herbst, als Senator Wolcott mit Frankreich und England verhandelte, schwankte das englische Kabinett und selbst die englische Bank, ob man dem Silber nicht Zugeständnisse machen solle. Mit der Gründung eines großen Konversionsfonds in Gold für indische Wechsel — Lindsay, ein hoher Beamter der Bank von Bengalen, nimmt 30 Millionen Pfund Sterling dafür in Aussicht — sind die Schiffe ein für allemal verbrannt, die zur Silberpolitik zurückführen könnten. Der Goldfonds wird der Vorläufer eines, wenn auch mäßigen, Goldumlaufes in Indien sein. Die Währungskommission soll die öffentliche Meinung darauf vorbereiten.

Freilich, Herr Arendt kündigt der Welt alsdann die fürchtbarste Geldnot und Preissturz an! Aber wie oft hat er das schon gethan und wie fröhlich hat die wirkliche Entwicklung seiner geipottet! Schon aus der Aufnahme der

Seuilleton.

Abdruck verboten.

Rheinlandstöchter.

Roman von C. Viebig.

„Behalten Sie die Blumen doch,“ bat die junge Frau freundlich; „sie sind von meiner Mutter, an ihrem Fenster gezogen — wir waren bei ihr zu Besuch — beim Abschied schenkt sie mir die schönsten ab. Sie bringen Glück!“

Ramer erwiderte nichts mehr, stumm wickelte er die Blumen zu seinen Weichen und nickte der Kleinen zu. Sie sah ihn jetzt gegenüber, ihre sprechenden Augen wandten sich nicht von ihm; es war ihm ordentlich unangenehm. Er mußte immerfort an Nedda Dallmer denken — so hatte die gewiß als Kind ausgesehen, — und in beiden der gleiche Liebes, hier im Kind schon Weiß, dort im Weib noch Kind! — Ein Verlangen stieg plötzlich in Ramer auf, das Kindergeßicht da gegenüber zu küssen — nein, nicht das Kindergeßicht, Neddas Geßicht! Er schloß die Augen, lieber nichts mehr sehen!

Endlich wieder eine Station, Mutter und Kind stiegen aus; die Kleine lächelte freundlich und winkte mit dem Händchen — dann waren sie fort — noch schimmerte das rote Mützchen auf dem Perron — der Zug schnaubte weiter.

Etwa zwei Stunden später schritt Ramer hinter einer Wärterin über den langen Gang im zweiten Stockwerke der großen Strenanstalt zu Endenich. Auf dem doppelten

Bäuser von Kotosfaser verfangen sich die Tritte unhörbar; es hatte etwas Unheimliches, dieses Nichthören des eigenen Schrittes, lautlos glitt die Führerin voran. Eine Stille ringsum, die den Atem beklemmt, die etwas Furchterlichem vorhergeht. Plötzlich ein gellender Schrei!

Und nun ein wahnsinniges Lachen! Ein Lachen, so grell, tierisch, schauerlich in seinen hohlen Lauten, daß sich dem Hörer die Haare empor sträubten! Ramer blieb unwillkürlich stehen, der Fuß war ihm wie an den Boden geschmiebet, die Führerin wandte sich um.

„Kommen Sie nur,“ sagte sie gleichgültig, „das ist Nummer elf, die hat mal wieder ihren Raptus.“

„Ich bitte Sie, Frau Müller,“ — Ramer fühlte, wie dumpf die eigene Stimme war — „ist das eine Dame? Was fehlt der Unglücklichen?“

Die große stämmige Person mit der blühenden Gesichtsfarbe und den Gräbchen in den Backen suchte die Achseln.

„Ja, da ist nie bei zu machen! Wissen Sie, Herr Lieutenant?“ — sie trat dem jungen Mann näher und tuschelte geheimnisvoll — „Nummer elf ist ein Fräulein, von — ja — ganz vornehm und stetrreich — hübsch muß sie auch gewesen sein! Ich sag' Ihnen, Haare hat sie, um sich zweimal drin einzuwickeln, aber wenn sie den Raptus kriegt, reißt sie sich Hände voll aus. Sie sagen, sie hätt' eine unglückliche Liebe gehabt; die Familie hat die Heirat nit zugegeben, da ist sie verrückt geworden und sie haben sie hier eingesperrt. Sie bild't sich ein, sie hat ein Kind getriegt, das schleppt sie nu immer im Arm herum und singt und wiegt und läßt es. Wenn sie so ist, dann ist sie als ganz gut, aber wenn sie ein Mannsbild zu sehen kriegt, den Herr Doktor oder sonst jemand — o je, dann spektakelt sie was! Sie können sich nit vor ihr retten, sie hängt sich ihnen an den Hals und wird zudringlich — ne, man sollt

es nit glauben, daß sie mal eine anständige Dam' gewesen ist! Herr Lieutenant, da könnt man Stückelcher erzählen — hah! Frau Müller lachte — „hören Sie, wie sie kreischt? Sie werden se gleich in die Zwangsjack stecken — da, sehen Sie!“

Aus Nummer elf erklang ein grelles Glockensignal, nach wenigen Minuten kamen zwei Wärterinnen, starke, fehnige Gestalten, den Gang herauf gestürzt; die eine trug eine leinene Jacke auf dem Arm mit unnatürlich langen, nachschleppenden Ärmeln; nun verschwanden beide in Nummer elf.

Ramer schreckte zusammen und fuhr mit beiden Händen an die Ohren; das war kein Getöse mehr, nein, ein Geheul, wildes viehisches Gebrüll! „Um Gottes willen!“ Er fühlte, wie ihm der Schweiß ausbrach und kalte Schauer über den Rücken rieselten.

„D, das sind wir gewöhnt,“ sagte seine Führerin ganz behaglich, „jetzt schreit se sich aus und wenn sie nachher nit mehr kann, ist sie still. Aber kommen Sie jetzt zu der Frau Wama, Herr Lieutenant!“

Sie ging voran, unsichern Schritts folgte er, die Knie zitterten ihm. Der Gang war endlos Thür auf Thür, Nummer nach Nummer, noch immer das Geheul — jetzt Gott sei Dank nichts mehr zu hören, hier war es ruhiger.

„Wie geht es meiner Mutter, Frau Müller?“

„O danke, recht gut! Ne, das ist eine liebe Dam', wenn se alle so wären, wär' man hier im Paradies! Ne, wirklich so nett und auch ganz gesund, die kann uns beide noch überdauern, Herr Lieutenant! — So, da wären wir!“ Sie steckte den Schlüssel ins Schloß der letzten Thür und klopfte dann. — „Se freut sich so, wenn man vorher klopf!“

Sie traten ein. Das Fenster war vergittert, doch fiel das Licht freundlich